

29. August 2006, Neue Zürcher Zeitung

## **Professoren sollten öfter gemeinsam zu Mittag essen**

### **Jochen Hörischs Aufruf zur Rettung der Alma Mater**

War da nicht etwas - etwas Unwiderstehliches, das begabte und neugierige Köpfe anzog, das sie elektrisierte und in einen Bann schlug, der Freiheit bedeutete und nicht Unfreiheit? War da nicht einmal die Universität, deren Autorität darin bestand, keine Autoritäten anzuerkennen, jedenfalls keine, die ausserhalb ihrer Mauern angesiedelt gewesen wären? Das war einmal und ist - so gut wie - nicht mehr. Heute, im Zeichen des permanenten «Bologna-Prozesses», herrschen die Götzen der Nützlichkeit, der Effizienz und des Funktionalismus. Das heisst zwar nicht, dass die europäischen Universitäten tatsächlich nützlicher würden oder dass sie effizienter funktionierten. Es heisst aber, dass die Vorstellung, es solle so sein, von den Lehrenden und Lernenden Besitz ergreift. Und damit wird der Weg geebnet, auf dem aus Universitäten Dienstleistungszentren einer Gesellschaft werden, die auch aus Wissen ein Geschäft macht.

### **Eine Professoren-Typologie**

Solche Klage ist nicht neu, und sie ist nicht unberechtigt. Auch Jochen Hörisch, Professor für Germanistik und Medienanalyse an der Universität Mannheim, stimmt sie an. Sein locker gestrickter Essay «Die ungeliebte Universität» erhebt keinen Anspruch auf Originalität, er macht in seinen diagnostischen Passagen aber beachtenswerte Beobachtungen und in seinem therapeutischen Schlussabschnitt einige dann doch nicht ganz unoriginelle Vorschläge.

Eine kleine Typologie der rezenten Professoren gibt Aufschluss über den gegenwärtigen Zustand der höchsten Bildungsanstalt in unserer Weltgegend. Hörisch unterscheidet den «begnadenen oder sich für begnadet haltenden Lehrer», der keine Zeit mehr zum Forschen hat, vom produktiven Forscher, dem die Universität ohne lästige Studierende lieber wäre, und diese beiden wiederum vom «hingebungsvollen Gremienprofessor», der weder zum Forschen noch zum Lehren mehr so recht kommt. Alle drei verfehlen den im Aussterben begriffenen klassischen Humboldt-Typus, der gleichermassen gern forscht wie lehrt, der mit Verve schreibt und angeregt mit Kollegen ebenso wie mit Studierenden diskutiert - und der Gremiensitzungen für zeitraubend und unergiebig hält.

Der Gremienprofessor, der als Standardtypus in der angelsächsischen Academia nicht existiere, so entnimmt man dem Weiteren, sei evolutionär die erfolgreichste der drei bzw. vier Spezies gewesen. Hörisch sagt dies mit Blick auf die deutsche Universitätsgeschichte der letzten Jahrzehnte; es dürfte aber auch auf andere europäische Länder zutreffen. Doch, und das ist die eigentliche Erkenntnis, der Gremienprofessor ist seinerseits «ein von tragischen Aspekten nicht freies Übergangsphänomen». Er habe sich aufgeopfert, um der Universität als solcher zu dienen, dabei aber doch nur sich selbst überholt und einer neuen Macht in den Sattel verholten: der «starken Universitäts-Exekutive, der alle wie paritätisch auch immer zustande gekommenen Gremienbeschlüsse herzlich

gleichgültig sind».

In der Tat liess sich (auch in der Schweiz) beobachten, wie in den Umbrüchen der vergangenen anderthalb Jahrzehnte die alten universitären Selbstverwaltungsorgane ausgehöhlt wurden. Im Zusammenspiel mit provisorisch installierten, zunächst in keiner Universitätsverfassung vorgesehenen Kommissionen, deren Befugnisse denen eines kommissarischen Diktators ähnelten, haben sich die heute so mächtigen Universitätsspitzen herausgebildet. Sie kultivieren nicht selten ein lautstark zeitgemässes, also marktökonomisches Selbstbild, bedienen sich aber planwirtschaftlicher Methoden - und stimulieren das Wachstum ihrer Bürokratien kräftig.

In dieser Szenerie kommt der Professor neuen Typs in Schwung: «der junge, dynamische, forschungspolitisch korrekte, Drittmittel einwerbende und organisatorisch talentierte Wissenschaftsmanager». Die Schriften dieses neuen Professors, so erläutert Hörisch, bestehen «etwa zur Hälfte aus Drittmittelantrags- und Gremien-Prosa, zur anderen Hälfte aus Herausgebervorworten zu Sammelbänden». In der hektischen Betriebsamkeit, die um sich greift und den neuen Typus allen anderen als Vorbild aufnötigt, erkennt der Medienexperte Hörisch etwas von der Hyperaktivität der Medien wieder. Diese werde von der medientechnisch mobilisierten Dienstleistungshochschule sozusagen imitiert. Damit reagiere die Universität - verzweifelt, aber erfolglos - auf ihren Bedeutungsverlust. Einst Stichwortgeberin für politische Debatten, ziehe sie kaum noch öffentliche Aufmerksamkeit auf sich.

### **Rückkehr zum Unzeitgemässen**

Das Lamento lässt wenig aus und wird zur Litanei. Nichtsdestoweniger glaubt Hörisch an die Möglichkeit zur Besserung. Er glaubt daran, dass die Universität wieder zu der Unzeitgemässheit zurückkehren könne, der sie ihr Bestes verdanke. Dazu zählt der Autor nicht zuletzt die Kommunikation von Angesicht zu Angesicht: Mit diesem «medialen Anachronismus» stehe und falle die Universität als Institution. Manche neugegründete Privatuniversität verdanke ihre Attraktivität eben diesem Anachronismus, dem schlichten Umstand also, dass weniger Studierende auf eine Lehrperson kommen. Das Problem scheint mithin nach wie vor die sogenannte Massenuniversität zu sein.

Privatuniversitäten, aber auch Programme, die «Exzellenz» und «Eliteuniversitäten» fördern sollen, sind Indizien für das, was Hörisch den sich abzeichnenden Trend - es ist ein Gegentrend - zur «Refeudalisierung» nennt. Mit ihm könnten sich hinterrücks die Zahlenverhältnisse des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wieder einstellen, als nur etwa vier Prozent eines Jahrgangs studierten. Heute tun das in Europa zwar durchschnittlich ungefähr vierzig Prozent eines Jahrgangs, aber nur vier Prozent tun es unter wirklich «exzellenten» Bedingungen. Hörisch scheint freilich auf diese Tendenz zur «Binnendifferenzierung», die ihre eigenen Tücken hat, nicht eigentlich zu setzen. Er unterbreitet jedenfalls praktische Vorschläge zur Remedur für sämtliche, nicht nur für Eliteuniversitäten.

Residenzpflicht für die Professoren und die Obligation zur Geselligkeit («Alle festangestellten Dozenten sind verpflichtet, zweimal pro Woche gemeinsam essen zu gehen») sollen das Leben der Gelehrtenrepublik von ehedem wieder zum Erblühen bringen. Auf diese Weise liessen sich auch die Gremiensitzungen «weitgehend» abschaffen. Die gewonnene Zeit soll unter anderem in die intensivere Betreuung der Studierenden fließen, von denen jeder Lehrende als Tutor stets fünf bis zehn mindestens einmal pro Woche zu treffen und zu beraten habe. Mit Kopfschütteln werden manche

Leser quittieren, dass der Autor fordert, die Ausstattung der Professuren mit Personal- und Sachmitteln solle sich fürderhin nach der tatsächlichen Auslastung und der Produktivität derer richten, die sie innehaben - und «nicht nach dem Verhandlungsgeschick des Neuberufenen».

Der Verfasser selbst attestiert seinen Anregungen «hintersinnige Schlichtheit». - Sie sind unbestreitbar von einer sachdienlichen Ironie geprägt, die allerdings in einem gewissen Kontrast zu dem Pathos steht, das durch die beiden ersten Kapitel des Essays pulsiert. Darin spürt Jochen Hörisch (inspiriert von dem Religionswissenschaftler Klaus Heinrich) dem libidinösen Untergrund, dem «erotologischen Schema» der einst männerbündischen Korporation namens Universität nach. Er sucht (gern mit Goethes «Faust») Anhaltspunkte dafür, diese Institution wieder wie eine Alma mater, eine nährenden Mutter, lieben zu können - ohne dabei geschlechterpolitische Unkorrektheiten zu begehen. Das ist hübsch und ein wenig gewagt, dafür aber in manchem doch noch unausgegoren.

Uwe Justus Wenzel

Jochen Hörisch: Die ungeliebte Universität. Rettet die Alma Mater! Verlag Carl Hanser, München 2006. 144 S., Fr. 27.20.

**Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:**

<http://www.nzz.ch/2006/08/29/fe/articleEES50.html>

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG